

DIE FACKEL

Nr. 118

WIEN, ANFANG OCTOBER 1902

IV. JAHR

DIE NEUE ZEITUNG

Haben Sie nicht den Salo Cohn geseh'n? Er ist unter die Antikorruptionisten gegangen und hat gestattet, daß sein Sohn sich als Geldgeber an jenem Unternehmen beteilige, mit dessen Gründung eine neue Ära des österreichischen Zeitungswesens anbrechen soll ... Ich ringe nach Worten und bekenne wieder einmal die Ohnmacht satirischer Betrachtung, die sich vergebens müht, den grandiosen Humorkontrasten der Wirklichkeit literarischen Ausdruck aufzuzwingen. Denn das *difficile est satiram non scribere* ist allemal eine hochmütige Ausrede derer gewesen, denen es schwerfiel, eine Satire zu schreiben. Wo aber das Leben dem übertreibenden Humoristen nichts mehr übrig gelassen hat, wo es Pointen sprüht und Antithesen druckreif gestaltet, da ist alles andere leichter als eine Satire schreiben. Und so bleibt dem Unglücklichen, von dessen Temperament man's dennoch erwartet und in dessen Antlitz man die jedem Ereignis entsprechende Hohnfalte sehen will, nichts übrig, als trocken zu erzählen, wie alles sich begeben hat.

Im Anfang war die 'Fackel'. Die entzündete sich an dem brennenden Gefühl von der Notwendigkeit, die österreichische Leserwelt über das verderbliche, geistfälschende und eigentumsgefährliche Wirken der österreichischen Presse aufzuklären, die Suggestion, die die Gehirne den Druckschwärzern der öffentlichen Meinung auslieferte, zu zerstören und die falschen Werte, die das Walten der Journaille in unser soziales, künstlerisches und wirtschaftliches Leben gebracht hat, aus dem Kurs zu peitschen. Welchem Chaos wir zusteuern, wenn dieser Geist, der die Übel der Welt nicht angreift, sondern mit Annoncen verhüllt, seine verpestende Wirkung weiter üben soll, welch' ein Abgrund sich dem kulturfähigen österreichischen Volkstum öffnet, das außerhalb einer infamen Presse kein Forum geistiger Aussprache besitzt, und wie alles Künstlerische und alle Eigenart schaffender Persönlichkeit verderben muß, wenn sie bloß dazu dienen soll, den Schmutz korrupter Absichten zu überglänzen und deren Gefährlichkeit zu vergrößern —: Das alles sollte die 'Fackel' furchtlos sagen, an den täglich erscheinenden Beweisen klar machen. Und jener Beschränktheit zum Trotz, die den schmerzlosen Angriff auf die »Institutionen« predigt, glaubte sie im eigentlichen Sinne »positiv« zu wirken, glaubte sie der Allgemeinheit wirksamer zu dienen, wenn sie deren typische Schädlinge hinter der spanischen Wand hervorzog, so da »Gesellschaftsordnung« heißt. Mochten Dummköpfe oder Spitzbuben, die von der Verkleinerung meiner Tendenzen die Schwächung meiner Ausdauer erhofften, hundertmal die Lügenmär verbreiten, es handle sich um einen »Feldzug gegen einzelne Journalisten«, um eine Revanche, die verletzte Eitelkeit und unbefriedigtes Streben an den Verwaltern der Futterkrippe nehmen wolle, das Publikum sah

dankbar mit denselben Augen, die nun von der Binde befreit waren, die Summe verwundeter Renommeen sich zu dem Gesamtbild des Feindes »Presse« verdichten. Nur *einer* Täuschung hat die 'Fackel' nicht leben wollen: daß sie den *materiellen* Besitzstand dieses Feindes verringern könne. Nicht zu den Abonnenten der großen Tagespresse sprach sie, sondern zu den *Lesern*; diese aufzuklären, schien ihr erreichbar, nicht: jene abzutreiben. Kein »neues Blatt«, aber — daß die alten mit anderen, helleren Augen gelesen würden, sollte die Frucht meines Müehens sein. Daß die bestehenden bezahlte Agenten aller Korruption, daß ihre Meinungen tarifmäßig inseriert sind, sollte die Öffentlichkeit erkennen lernen, und sie sollte gewöhnt werden, die Quellen geistigen Lebens wieder außerhalb des journalistischen Seuchenherdes zu suchen. Hier mußte wirklich »alles ruiniert« werden; denn jeder Versuch, die Tagespresse literarisch zu heben, würde der heillosen Schlechtigkeit ihrer ethischen Natur nur eine höhere Weihe geben. Die Mündigkeit der Leserwelt anderer Länder zu ersehnen, die ihre Publizisten bloß als Melder von Tatsachen, nicht als Urteilsbildner gewähren läßt, die Presse geistig auszudünsten, damit die Literatur aus ihr und von ihr befreit werde, damit sie selbstherrlich wieder, und ohne ihr Bestes um Zeilenlohn zu prostituieren, zum Volke spreche: — das durfte jenem Kampfe ein Ziel sein. Und war's nicht zu erreichen, so war doch viel getan, wenn's immer von neuem ausgesteckt wurde. Anders lesen, nicht ein anderes Blatt lesen. Nicht in Andacht erschauern, wenn vorne Meyer und Mendel im Wir—Ton von den Idealen des Deutschtums und den Segnungen der Freiheit predigen, sondern erkennen, daß Deutschtum und Freiheit, Meyer und Mendel nur die Mauer machen, damit hinten umso ungestörter Herr Löwy einen Raubzug auf die vor Respekt offenen Taschen rüste ... Haben wir's nur erst so weit gebracht, dann mag mit dem Kredit der Leser auch die Gunst der Brotgeber sinken, dann ist der Boden bereitet, auf dem eine harmlose Nachrichtenpresse jenen bescheidenen Notwendigkeiten, die nicht der Drang nach geistiger Erholung schuf, dienen kann.

Im Anfang war die 'Fackel'. Aber da kamen zwei betriebsame Herren aus dem Osten des Reiches und sahen, daß es gut war, ein Programm zu vollstrecken, das sie weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Verstande erfassen konnten. Sie wollten auf dem Felde, das ich eben erst gelockert, Ernte halten. Sie glaubten ihr elendes Termingeschäft schon entrieren zu können, da kaum noch der Same aufklärender Tat ins Erdreich gesenkt war. Die österreichische Welt hatte eben begonnen, sich an den Ekel vor der 'Neuen Freien Presse' zu gewöhnen. Doch welcher Psycholog würde die Anziehungskraft eines neuen Gefühls, in dem man wie in einem neuen Kleid umherstolziert, unterschätzen! Sie alle, die früher atemlos den pythischen Offenbarungen des Schmocktums gelauscht, werden sich jetzt ihrer Selbständigkeit erfreuen wollen, und eine Zeitung, die an Verächtern gewinnt, verliert darum nicht an Abonnenten. Aber selbst dieses gesunde Verhältnis zwischen Presse und Publikum scheint noch lange nicht erreicht, und sicherlich gibt es noch ungezählte Gläubige, denen der Posaunenton eines liberalen Leitartikels nicht eingefroren klingt. Ja, vielleicht hat man überhaupt, da man das Lachen in den vordersten Reihen hörte, die Möglichkeit einer Emanzipierung überschätzt, vielleicht behält mein eigener Pessimismus Recht, der sagt: Die 'Neue Freie Presse' wurzelt zu tief im Geistesschlamm der österreichischen Gegenwart, und kein Axthieb vermag, keine Konkurrenz die alten Bande zu lockern. Erhabene Korruptionstypen, Erscheinungen wie die Benedikt und Bacher, sind zu organisch aus ihrer Zeit herausgewachsen, haben es zu gut verstanden, die Sprache ihrer Gesellschaft zu sprechen, sind zu lange Führer und Repräsentanten gewesen, um ihren Einfluß kurzer Hand an ein paar Maulmacher einer

dürftigen Honorigkeit abzugeben. Wäre dieser Verderbtheit nicht ein Zug ins Große eigen, sie wäre nicht des Kampfes wert, dessen Wirkungen überschätzen seinen Ernst unterschätzen heißt. Ich will nicht, daß die Talentlosigkeit mir zu Dank verpflichtet ist, und weise die in geheimen Zirkularen enthaltene Berufung auf die »Kampfschriftenliteratur«, die das Ansehen der 'Neuen Freien Presse' erschüttert habe, mit der Indignation des Mißverstandenen zurück, der sich neben den Pflichten ethischer Säuberung auch ein Recht auf ästhetische Reinlichkeit gewahrt wissen will und der grimmiger als den Feind einen kompromittierenden Bundesgenossen haßt. »Habe ich darum Felsen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht, bin ich darum gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch worden« — gegen alle liberalen Instinkte nämlich —, daß mir zuletzt Herr Isidor Singer »durch meine künstlichsten Plane töple«? Für ihn habe ich das Ansehen der 'Neuen Freien Presse' wahrlich nicht erschüttert, und weil die publizistische Spottgeburt von Dreck und Feuer zu Jahren gekommen ist, sollen wir uns mit dem aus Tugend und Langweile geformten Balg befreunden, der vor vierzehn Tagen schreiend das Licht erblickte?

Wenn die »Anständigkeit«, die uns programmatisch ins Ohr gebrüllt wurde, glaubwürdig wäre, so wäre sie's nur, weil ihre Verkünder zur Unanständigkeit zu talentlos sind. Aber sicherlich war der Öffentlichkeit nie zuvor ein widerlicherer Anblick geboten worden als der einer Jungfrau, die fortwährend ihre Unberührtheit demonstriert und nebenher noch versichert, daß sie auch etwas Vermögen habe. Wir sind »das anständige Blatt, das über ausreichende Geldmittel verfügt, um loben und gedeihen zu können«! Wir sind ehrlich und unabhängig; denn wir haben ein Kapital von »zwei Millionen Kronen«. Natürlich ist es uns »in uneigennütziger Absicht« zur Verfügung gestellt worden. Wer's nicht glaubt, kann sich aus den beim k. k. Handelsgericht erliegenden Statuten davon überzeugen. Wir werden unerschrocken reden, »wo andere Blätter schweigen, vertuschen oder beschönigen müssen«. Denn wahrlich, wir hätten viel zu verschweigen, zu vertuschen und zu beschönigen, wenn wir — von unseren Geldgebern nicht unabhängig wären! Wir sind es doch? Die Freunde des Herrn Taussig, die freudig zur Kränkung des Benedikt'schen Blattes ihr Scherflein gaben, die Zucker— und Textilleute, denen der Kampf gegen die Korruption an sich erwünscht ist, Herr Salo Cohn, der sich schon seit dem schwarzen Freitag in Sehnsucht nach einem Blatte verzehrt, das nichts vertuscht und nichts beschönigt, und endlich jener unerschrockene Faiseur, der es sicherlich vertragen würde, wenn man die Herkunft seiner Millionen bei *Auerlicht* betrachtete, — keiner von ihnen, keiner wird Herrn Isidor Singer ein Opfer zumuten, das dieser nicht, sagen wir: freiwillig zu bringen sich gezwungen sieht. Daß, wie man raunt, auch Herr v. Bilinski die 'Zeit' ¹ unterstützt, glaube ich nicht. Ihre Unabhängigkeit von ihm betätigt sie ja auf ganz andere Weise. Sie hat einfach seinen Hausjournalisten als Redakteur engagiert, jenen gewandten Galizianer namens Obogi, der wohl wider seinen Willen so lange als Versuchsobjekt österreichischer Parlamentskorruption und Ämterprotektion erhalten mußte. Man sehe, was in der Redaktion eines unabhängigen Tagblattes Raum hat! Herr Obogi leitete in Wien eine »Möbelzeitung« und bediente gleichzeitig den Polenclub in galizischen Blättern. Da zog Herr Bilinski in die leitende Stellung bei den österreichischen Staatsbahnen ein, und Herr Obogi ward über fünfhundert Köpfe verdienter Beamter zum Vorstand des Freikartenbüros gemacht. Bilinski wird Finanzminister, Obogi Ministerialbeamter. Bilinski wird Gouverneur der öster-

1 'Die Zeit' bestand schon als Wochenschrift seit 1894 (bis 1904). Hier bezieht sich KK auf die parallele Ausgabe einer zweimal täglich erscheinenden Zeitung.

reichisch—ungarischen Bank, Obogi »technischer Konsulent«, das heißt: Chef jener Abteilung der Bank, in der die Pauschalien für die Zeitungen bemessen werden. Nun ist Obogi — er hat als »Beamter« viel freie Stunden — innerpolitischer Redakteur der 'Zeit' geworden. Sollte daraus folgen, daß Herr Bilinski dort vor ihm Einfluß gewonnen hatte? Oder könnte da einmal umgekehrt Obogi für Bilinski tätig sein? Wie dem immer sei, ein Humor, an den kein satirisches Bemühen heranreicht, liegt in dieser Methode, seine korruptionsfeindliche Gesinnung zu zeigen: man nimmt nicht Pauschalien, sondern — gleich den Pauschalienvermittler selbst. Zweimal hatte Herr Bilinski — zur Freude der Wiener Concordiapresse — den Bock zum Gärtner gemacht. Da kam Herr Kanner, und machte den Gärtner wieder zum Bock.

Ich kann mir, wenn ich alle programmatischen Beteuerungen nicht für bare Heuchelei halten soll, die Zusammensetzung der neuen Redaktion nur mit jener perversen Gewissenhaftigkeit erklären, welche die vielberufene Korruption vorerst einmal in der Nähe studieren will, bevor sie sie ausrottet. Nur so klingt der Ausruf entschuldigbar, den Herr Isidor Singer tat, da ihn jemand vor einem übelbeleumundeten Mitarbeiter warnen wollte: »Der Mann muß um jeden Preis gehalten werden!« Und flugs, heißt es, seien auch alle unsauberen Schulden für den Unentbehrlichen gezahlt worden ... Oder sind die Herren Singer und Kanner auch hier wieder die Opfer mißverstandener 'Fackel'—Lehren? Sie haben so oft die Klage vernommen, daß im Bereich der Wiener Publizistik auch Talent und Charakter den schlechten Absichten der Zeitungsbesitzer fronden müssen. So mochten sie denn hoffen, daß man an die Lauterkeit ihres Beginns glauben werde, wenn sie ein paar zweifelhafte Ehrenmänner und recht viele Nichtskönner der guten Sache gewinnen. Was die Nichtskönner anlangt, so scheint ihr numerisches Übergewicht gegenüber den Ehrenmännern sie in kürzester Frist in Stand gesetzt zu haben, dem Blatte ihre Physiognomie zu geben. Nie sind Farblosigkeit und Temperamentmangel lebhafter zum Ausdruck gebracht worden als in dem Werk, das die Herren Singer und Kanner einer überraschten Welt erschufen. Gewiß, die 'Zeit' ist langweilig, ledern und uninteressant. Aber sie bietet, weil sie publizistische Individualitäten in reinster Gestaltung zeigt, einen durchaus harmonischen Eindruck. Und wie hier das Äußere zum Innern paßt, wie die unübersichtliche Einteilung des Ganzen, die Geschmacklosigkeit der Ausstattung, die Dürftigkeit des Drucks sich zur Hülle schließen, in der organisch der administrative Verstand des Herrn Isidor Singer, das Rebellentum des Hofrats Burckhard und der politische Witz des Herrn Kanner ruhen! Fast erdrückt von der Fülle des Armseligen, die uns die leitenden Geister bieten, werden wir kaum imstande sein, den »Weltpredigten«, die der auf Wien losgelassene Herr Otto Julius Bierbaum allsonntäglich abhalten wird, dankbar zu lauschen. Staunt Österreich oder gähnt es? Herr Singer sieht nur, daß es den Mund offen hält und verzeichnet diesen Erfolg in jeder Nummer. Nicht die unfähige Expedition sei schuld, daß die Morgenausgabe Mittags den Nicht—Abonnenten Wiens noch nicht zugestellt war, — sondern die Ungeduld der Bevölkerung, die den Austrägern die noch druckfeuchten Exemplare aus den Händen riß. Aber als Herr Singer sah, daß die Expedition nicht besser und die Ungeduld nicht heftiger wurde, erfand seine Großmannssucht eine Verschwörung, welche die für ihre Existenz zitternden Herausgeber der anderen Blätter gegen das seine angezettelt hätten und deren Exekutivorgane von Wohnungstür zu Wohnungstür gingen, um die 'Zeit' zu — stehlen. Als grollender Unterton klang in dieser Schauerballade der Vorwurf für die Wiener Bevölkerung mit, daß sie so unklug sei, die 'Zeit' vor ihren Wohnungstüren liegen zu lassen ...

»An Stelle des breiten, phrasenreichen, von falschem Geist und unverkennbarer Selbstgefälligkeit triefenden Stils, der, in den westeuropäischen Kulturländern längst überwunden, nur noch bei uns und in Osteuropa geschrieben wird, wird 'Die Zeit' eine ehrliche, klare, jedermann verständliche Sprache führen.« So stand es in dem berühmten Programmentwurf, mit dem Herr Singer uns den Mund wässern machte. Ob die 'Zeit' die »verständliche Sprache«, die sie führen will, auch dem Publikum und nicht bloß den Banken und Aktiengesellschaften gegenüber, an die sie ein Gesuch um Einsendung der Bilanzen ergehen ließ, führen wird, läßt sich heute noch nicht beurteilen. Aber schon jetzt läßt sich erkennen, daß an die Stelle des »falschen Geistes« wirklich etwas getreten ist, das wie echte Geistlosigkeit aussieht, und wenn's auch mit der westeuropäischen Sprachkultur noch ein wenig zu hapern scheint, so mag man doch die Ablösung des blumigen Schmockstils der alten Blätter durch die nüchterne Mauschelweis der Herren Singer und Kanner als eine Reformtat empfinden: »Um was wir Sie bitten«, appellierten die beiden Bahnbrecher an ihr Publikum, »ist nur, daß Sie die Probenummern aufmerksam lesen und prüfen. Wir sind überzeugt, daß Sie dann *ganz von selbst* die 'Zeit' *auch* abonnieren werden« ... Gibt es sonst noch Neuerungen zu verzeichnen? Nicht eben viele. In der Politik bedeutet die 'Zeit', die Tag für Tag Interviews mit deutschliberalen Größen bringt und einem politisch denkunfähigen Leserkreis die Ergüsse der Prade und Gross als ernstzunehmende Ereignisse aufschwätzen will, einen Rückfall in jene Überschätzung parlamentarischer Leeres—Stroh—Drescher, von der man nach fünf Jahren der Parlamentskrise endlich auch die verbohrtesten Verfassungsfreunde geheilt wäunte. Daß aber Herr Kanner, der's früher bloß wöchentlich einmal nicht wußte, jetzt täglich und täglich zweimal nicht weiß, was er will, das zu verfolgen ist für die Leser viel weniger kurzweilig, als er selbst es sich vorgestellt haben mag. Klar steht ihm immer noch einzig das Ziel vor Augen, österreichische Minister zu stürzen. Wie er's erreicht, ist ihm gleichgültig, und hell auflachend haben neulich die Leser der 'Zeit' von den folgenden zwei Methoden vernommen, deren eine Herr Kanner selbst am 5. Oktober, deren andere Herr Dr. Lecher zwei Tage später praktizierte:

Die Armee eines Staatsmannes ist die öffentliche Meinung. Diese hat zwei Instrumente, durch die sie in Aktion treten kann: das Parlament und die Presse. Da aber in Österreich das Parlament nicht als der vollgültige Ausdruck der öffentlichen Meinung anzusehen ist, so bleibt eigentlich nur die Presse, durch die sich eine Regierung in Fühlung mit den wirklichen Kräften des Volkslebens erhalten kann. Nun erinnere man sich nur der Zustände der jüngsten Woche, um zu beurteilen, inwieweit Herr v. Koerber von der einzigen ihm zu Gebote stehenden Waffe Gebrauch gemacht hat. Volle acht Tage haben die österrei-

Nicht mit Gründen und Ziffern werden die Majoritäten des Herrn v. Koerber gewonnen, sondern durch Geschenke an Parteien und Wählerschaften und vor allem durch eine unfaßbare, aber *unermüdliche Stimmungsmacherei von Mann zu Mann*. Diese Taktik des Herrn Ministerpräsidenten muß man sich vor Augen halten, wenn man seine bisherige Ausgleichskampagne würdigen will. Er legte es von Haus aus gar nicht darauf an, von Ungarn irgendeinen sachlichen Erfolg wirklich und in der Tat zu erringen. Sonst hätte er über seine Geschäfte mit Herrn v. Szell *viel reineren Mund halten müssen*. Soll Ungarn eine reelle

chischen und ungarischen Minister teils für sich, teils gemeinsam, teils unter dem Vorsitz des Monarchen beraten; *nicht ein Sterbenswörtchen* aber von dem, was besprochen wurde, ist in die Öffentlichkeit gedrun- gen ... Die Minister haben ihr Wort gehalten und *unverbrüchliches Still- schweigen* gewahrt. Das ist vom Gentlemanstandpunkt betrachtet nur korrekt. Vom politischen Stand- punkt betrachtet aber war es falsch und in der Lage des Herrn v. Koerber ein geradezu unbegreiflicher Fehler, das Versprechen der Diskre- tion überhaupt zu geben ... So hat der Beamtenminister, der eine ver- trauensvolle Majorität nicht hinter sich hat, aus rein absolutistischem Prinzip heraus auf die einzige Unter- stützung verzichtet, die er hätte ha- ben können, auf die der wohlunter- richteten breitesten Öffentlichkeit ... Daß er aber die Position Österreichs von vornherein durch seine *unver- brüchliche Wahrung des Amtsge- heimnisses* verschlechtert hat, das wird ihm nicht verziehen werden. Das *absolutistische Amtsgeheimnis* war auch in diesem Falle die si- cherste Bürgschaft des Mißerfolges.

Konzession machen, dann kennt Herr v. Koerber die psychologischen Gründe ganz gut, warum solche Zu- geständnisse nicht als Sieg und Beute der verrufenen »Schwaben« aus- gepriesen werden dürfen. Ihm war es lediglich um den Theaterkampf zu tun, um die Pose des todesmuti- gen Fechters, um den stichwortbe- reiten *Beifall der Menge*. Es war ein richtiger »Wirbel«, wie man in Wien sagt; sein Zweck: nicht die Ein- schüchterung Ungarns, sondern die Täuschung der öffentlichen Meinung in Österreich. Alle die streitbaren Reden, die zornsprühenden Leitarti- kel, die trennungslüsternen Resolu- tionen haben — freiwillig oder un- freiwillig — die Spur des §—14— Ausgleichs aus dem Jahre 1899 ver- wischt. Der Kabinettschef war dar- auf aus, die leichtsinnigen Österrei- cher auf das Bankprivilegium, auf die finanziellen Abmachungen, auf die Verzehrungssteuerfragen, auf den Überweisungsverkehr verges- sen zu machen. Das ist anscheinend gelungen. Wenn er das Zoll— und Handelsbündnis und den Zolltarif durch den Reichsrat gelotst haben wird, dann wird *Preß—Koerber* die Losung ausgeben: Der Ausgleich ist fertig! und des Jubels wird kein Ende sein.

Im wirtschaftlichen Teil scheint die 'Zeit' eine würdige Nebenbuhlerin der 'Neuen Freien Presse' werden zu wollen. Aber ich denke nichts Übles und bin überzeugt, daß nur Dummheit und nicht Schlechtigkeit diesen Ehrgeiz fördert. Drei Tage vor dem Erscheinen der 'Zeit' hatte die 'Neue Freie Presse' die Sensationsnachricht gebracht, der Finanzminister Witte beabsichtige, den deutsch—russischen Handelsvertrag zu kündigen, und am nächsten Morgen schrieb sie mit Genugtuung im Börsebericht: »Die ungünstigen Situationsbe- richte aus New—York, sowie die Meldung von der beabsichtigten Kündigung des deutsch—russischen Handelsvertrages haben bei Aufnahme des heutigen Verkehrs einen stärker verstimmenden Einfluß geübt.« Die Nachricht ist vier- undzwanzig Stunden später dementiert und von der 'Neuen Freien Presse' oh- neweiters zurückgezogen worden. Aber der Zweck war erreicht. Die 'Zeit' hat von der Meisterin gelernt. In ihrer ersten Nummer bringt sie eine ebenso sen- sationelle, ebenso unrichtige Meldung über die Verstaatlichung der Staatsei- senbahn, und im Abendblatt vom selben Tage rühmt sie sich in westeuropäi- schem Deutsch: »Die heutige Vorbörse eröffnete in ziemlich schwacher Hal-

tung, und ging diese Tendenz namentlich vom Bahnenmarkt aus, da die Börse von dem bekanntgewordenen Offert der Regierung an die Staatsbahn nicht befriedigt war.« ... Wirklich Neues hat bisher nur der Annoncenteil gebracht. Man konnte am 1. Oktober den Essay einer Kaffeefirma lesen, die gegen die von Ungarn geforderte Erhöhung des Kaffeezolls protestierte. Es ist offenbar, daß man es hier mit einer vielversprechenden Neuerung zu tun hat: Das handelspolitische Ressort wird mit dem Inseratenteil verbunden und die Bekämpfung des autonomen Zolltarifs nach Quadratcentimeter an zahlungskräftige Firmen verpachtet. Gegen höhere Viehzölle läßt man Viehkommissionäre sachverständig argumentieren, und die Schädlichkeit von Rohstoffzöllen kann am besten in Annoncen von Textilindustriellen bewiesen werden. Da die 'Zeit' ausdrücklich erklärt, die Verantwortung für ihre Inserate zu übernehmen, steht der Überlassung eines wichtigen redaktionellen Pflichtengebiets an die Inserenten nichts im Wege, und die Anständigkeit des Inseratenteils macht sich gut bezahlt. Sonst freilich wird die »Verantwortung« bloß dem Säckel der Administration und nicht zugleich auch dem Ansehen der Redaktion nützen. Denn wenn schon die Gewohnheit der anderen Herausgeber, die Augen zu schließen, sobald Annoncengelder einlaufen, verwerflich war, wie soll man erst die Beherztheit kulturvoller Westeuropäer beurteilen, die sich für Empfehlungen von Waren unbekanntester Qualität, für die Richtigkeit von Bankbilanzen, für die Nützlichkeit medizinischer und kosmetischer Mittel, für die Popularisierung von Jellinek—Ansichtskarten und anderen Bildungsbehelfen persönlich einsetzen? »Grundsatz der 'Zeit' ist: Keine bezahlte Zeile im redaktionellen Teil«, hieß es in einem der streng vertraulichen Zirkulare, die vor einigen Monaten versendet wurden. Und wenn man den Annoncenteil mit der autoritären Verantwortlichkeit des redaktionellen umgibt, könnte man ja wirklich auf die Bezahlung journalistischer Leistungen verzichten und brauchte nicht eine eigene scheinredaktionelle Rubrik einzurichten, in der man unter dem Titel »Private Mitteilungen« stilisierte Geschäftsreklamen, Firmenbesuche hoher Persönlichkeiten und all die schönen Dinge bringt, welche die 'Neue Freie Presse' als Tagesneuigkeiten ihren Lesern bietet. Was soll das Versteckenspiel? Was soll die Pose der Verantwortung, wenn es in einem markanten Falle möglich war, daß nach drei Tagen die Redaktion der Administration in der folgenden drolligen Weise widersprach?

(KOHLENOXYDGAS—VERGIFTUNGEN.)

In unzähligen Fällen fordert diese furchtbare Vergiftung aus Arm und Reich ihre Todesopfer. Bei Benützung von »Ilse—Briketts«, diesem vorzüglichen Heizmaterial, ist eine Kohlengas—Vergiftung vollkommen ausgeschlossen. Die Verkaufsstelle deutscher Ilse— Briketts (folgt Adresse) stellt von 500 Stück an franco Haus zu. 1000 Stück 16 Kronen.

(RASCH BENÜTZTE KONSTELLATION.)

An vielen Straßenecken sieht man seit heute morgens frische Plakate einer »absolut gefahrlosen Dauerbrand—Öfen—Firma«, ferner Ankündigungen von »Kohlenbriketts, die beim Verbrennen keine Gase entwickeln. *Armer Zola, warum hast du das nicht gewußt?*

Besser paßte schon die Empfehlung, die der Musikkritiker in Nr. 2 der 'Zeit' einem Unternehmen der Universal—Edition—Aktiengesellschaft ange-deihen ließ, zu dem Inserat der Gesellschaft in derselben Nummer ...

Das Kapital von zwei Millionen Kronen ist ja noch nicht vollständig verbraucht, und so wird man wohl ein Weilchen noch Gelegenheit haben, die protzende Talentlosigkeit am Werke zu betrachten. Nichts war unbedachter als die Versicherung: Wir haben zwei Millionen, folglich sind wir anständig. Ganz abgesehen davon, daß auch zehn Millionen nicht ausreichen würden, um die Tätigkeit des Herrn Isidor Singer zu paralisieren, hätte er sich sagen müssen, daß die Kompagnie Bacher & Benedikt heute einen Prospekt ausgeben könnte: Wir haben zwanzig Millionen, und sind noch immer nicht anständig ... Was die sozialpolitischen Börsenkreise diesmal aufgebracht haben, ist ja gewiß nicht wenig. Aber es ist lange nicht genug, um ein Blatt über Wasser zu halten, das eine Ladung bleierner Langeweile in den Abgrund zieht. Und wären wir heute schon für die ideale Tageszeitung reif, für die eine, die sich vielleicht korruptionsfrei und aus sich behaupten könnte, dann würde ich glauben, daß sie nicht einmal der Million des Herrn Singer bedarf. Sie dürfte nicht von Geldgebern gegründet, aber sie müßte von Köpfen erdacht und von Temperamenten geschrieben sein. Sie hätte dann nicht einmal die Attraktion eines »Depeschensaaes« nötig und würde ihre Pflicht, »kulturelle Anregungen« zu bieten, nicht so auffassen, daß sie in einem künstlerisch geschmückten Gassenladen das Portrait des Währinger Defraudanten oder des Königs der Belgier ausstellte ... Aber wenn selbst aus der Tatsache, daß Herr Otto Wagner ein bedeutender Architekt ist, gefolgert werden könnte, daß Herr Isidor Singer ein bedeutender Publizist ist, so wäre noch immer die Impertinenz verblüffend, mit der in der ersten Nummer der 'Zeit' von einer Einrichtung, die jedes Berliner Meinungsgeschäft seit Jahren aufzuweisen hat, geschrieben wurde: An unserem großstädtischen Verkehrsleben bildet der Depeschensaal gleichsam ein neues Organ, einen neuen Nerv, der den *beschleunigten Austausch der Lebensmächte* bezweckt und an dem *Ausbau unserer Kultur* mit-helfen will.« Von hier werden wir unsere Kultur beziehen? Dann mag man in kommenden Zeiten annehmen, daß »Kauen Sie schon Riey?« unsere soziale Frage und »Ich Anna Csillag« der Ausdruck unserer individualistischen Weltanschauung war ... Fast fühlt man sich an den Ton erinnert, in dem die Ankündigungen des »Jung—Wiener Theaters zum lieben Augustin« gehalten waren, und wäre es Sitte, daß das Publikum beim Debüt einer Zeitung pfeift, so ließe sich der Vergleich auch auf den Erfolg ausdehnen, der jetzt und damals präpotenter Unfähigkeit zuteil wurde.

Schmerzlich empfinde ich es, der 'Neuen Freien Presse' einmal eine Freude bereiten zu müssen. Aber gerade das ist es ja, was mich zwingt, dem Beginnen der Herren Singer und Kanner mit solcher Entschiedenheit entgegenzutreten: Sie schaffen dem Treiben der Mächte, denen sie Konkurrenz bieten wollen, eine Folie und machen den falschen Glanz der 'Neuen Freien Presse' wieder begehrenswert. Die Bacher und Benedikt werden ruhig schlafen und, wenn's überhaupt noch nötig ist und ihr Geiz es ihnen erlaubt, sich ein wenig um die »Ausgestaltung« ihres Blattes bemühen. Das einzige, was die 'Zeit' in Österreich wirken könnte, wäre: daß die 'Neue Freie Presse' besser wird. Und nichts wäre für Österreich unheilvoller.



[Usque ad finem]

Das waren böse Zeiten für die Länderbankiers! Vergebens hatte sich der Direktor Palmer am Abend seiner Ankunft in Wien dem versammelten Publikum der Hofoper gezeigt; niemand wollte das vom Ringtheaterbrand her berüchtigte »Alles gerettet!« glauben, das seine heiter strahlende Miene den panikartig beunruhigten Börsebesuchern des Parketts kündete. Es läßt sich nichts vertuschen!, flüsterten die Länderbankdirektoren einander verstohlenen Blickes zu, und Herr Palmer gab den Blättern Auftrag, statt vom Opernbesuch lieber von der Ohnmacht zu erzählen, in die er bei der Heimkehr gefallen sei. Ein ohnmächtiger Direktor, so ließ sich die Erzählung sinnig deuten, war Herr Palmer längst gewesen; aber gerade darum auch ein unschuldiger. Unschuldig — das galt's um jeden Preis zu beweisen — sind die sämtlichen Direktoren der Länderbank, schuldig bloß einige Unterbeamte; die wurden zur Strafe der Entlassung bei lebenslänglichem Bezug des vollen Gehalts verdammt. Und die übrigen Beamten, die auch fernerhin für ihre Bezüge in der Länderbank Arbeit leisten müssen, suchte man wenigstens durch Lebenswürdigkeit zu entschädigen. Sie hatten oft und oft — und auch noch nach der Demission jenes Herrn Hahn, der einst einer Beamtendeputation die Petition um Gehaltsaufbesserung in Stücken vor die Füße warf und sie anherrschte, wem's nicht gefalle, der könne sich fortrollen — über den rüden Ton geklagt, den sie dulden mußten; jetzt zogen die Direktoren geschmeidig vor jedem Beamten, der ihnen begegnete, auch vor dem untersten, zuerst den Hut. Laßt uns fest zusammenhalten!, war die Bitte, die jeder Gruß eines Vorgesetzten, Laßt uns fest zusammenhalten!, war das Gelöbniß, das jeder Gegengruß eines Untergebenen aussprach. Aber von außen drohte Gefahr. Ein scharfer Erlaß des Finanzministers an den — von der Regierung ernannten — Länderbankgouverneur ward veröffentlicht, und alles zitterte vor den »weiteren Schritten«, die sich Herr v. Boehm—Bawerk vorzubehalten erklärte. Sicherlich würde der Minister die Gebarung des Gouverneurs, jenes Max Grafen Montecuccoli—Laderchi, unter dessen Leitung sich ja auch bei der Alpinen Montangesellschaft, der er als Verwaltungsratspräsident angehört, merkwürdige Dinge abgespielt haben, aufs strengste prüfen; dann würde der Gouverneur abgesetzt und sein Nachfolger angewiesen werden, die Demission der pflichtvergessenen Direktoren und Verwaltungsräte zu verlangen und gegen sie, die Revisoren der Bilanz und den Grafen Montecuccoli in einem Zivilprozeß die gemeinsame Haftung für den Millionenschaden geltend zu machen. Und das war noch nicht das Ärgste. Aber gleichzeitig mit dem Finanzminister meldete sich auch der Staatsanwalt zum Worte. Unsere Bankiers pflegten sonst das Strafgericht nicht sonderlich zu fürchten. Und die Wiener Berufskriminalisten wiederum haben mit den Bankdieben ein eigenes Pech. Wenn sie schon einmal einen verhaften müssen, sind sie gewiß am Abend zuvor bei ihm zu Tische geladen gewesen oder im Fiaker durch die Hauptallee mit ihm zum Rennen gefahren, und eine Reihe von Prozessen gegen Bankgauner hat nichts klarer erwiesen als die Notwendigkeit schärferer Überwachung des Privatverkehrs von kriminalistischen Persönlichkeiten aus der Sphäre der Polizei und des Strafgerichts. Aber diesmal gab es kein gemeinsames Segment von Privatziakeln und den Kreisen, in denen sich die strafgerichtlichen Maßnahmen zu halten hatten. So ward uns am 28. September die Kunde: »wenn die Öffentlichkeit der Ansicht wäre, daß die Verfolgung (der Länderbank—Affäre) nicht energisch betrieben wird, soll sie bald eines Besseren belehrt werden«. »Einer der höchsten Funktionäre des Justizdienstes« war es, der diese Versicherung gab, und, als zuständige Stelle für solche Kundgebung hatte er sich das 'Neue Wiener Journal' gewählt. Freunde des Rechts mögen wohl mit dem Wunsche, daß Frau Themis sich die Binde von den Augen reiße, keinen drin-

genderen als den vereinigen, daß sie sich, bis die Dinge spruchreif sind, den Mund verbinde. Aber während wir ein Strafprozeßgesetz bekämpfen, das alle Stadien des Verfahrens bis zum Zeitpunkt der Verhandlung sogar dem vollen Einblick der beteiligten Rechtsanwälte entzieht, hat die Reklamesucht justitieller Funktionäre längst nicht nur für die ersten Schritte der Behörden, sondern auch für ihre ersten Ansichten und Absichten die uneingeschränkte Öffentlichkeit dekretiert. »Einer der höchsten Funktionäre des Justizdienstes« beteuert dem Reporter des 'Neuen Wiener Journal', daß der Chef der Staatsanwaltschaft die Länderbanksache mit aller Energie betreiben, daß er sie »usque ad finem verfolgen« wird. Ein ominöses Wort, über dessen wahre Bedeutung seit dem Tode des Moriz Szeps nur mehr die Herren v. Jaworski und Salo Cohn authentische Nachricht geben könnten! Aber der vom 'Neuen Wiener Journal' interviewte Herr hat sicherlich nicht die Länderbankdirektoren beruhigen wollen. Eher noch ließe sich vermuten, daß es ihm um eine Reklame für Herrn Dr. v. Kleeborn zu tun war: dieser habe, vom Urlaub zurückgekehrt, die Leitung der Geschäfte wieder übernommen und die Sache liege »jetzt in den besten Händen«. Das 'Neue Wiener Journal' — wohlgemerkt, nicht etwa der Funktionär — setzt erläuternd hinzu: »Bekanntlich vertrat *bisher* Dr. Bobies den beurlaubten ersten Staatsanwalt.« Und dann wird uns von dem Freunde des Herrn v. Kleeborn, und zweifellos auch in dessen Namen, die authentische Mitteilung gemacht: »Der Verdacht, daß er (Jellinek) nicht der einzige Schuldige ist, liegt auf der Hand.« So laut schrie der Kriminalist diesen Verdacht in die Öffentlichkeit des 'Neuen Wiener Journal' hinaus, daß das Blatt hier den fettesten Druck anwenden mußte, um den interessierten Personen die Gefährlichkeit der Drohung zum Bewußtsein zu bringen. Ob sie wohl erschrocken sind? Gefährliche Drohungen sind schwerlich ein taugliches Mittel der Strafrechtspflege. Man führt aus, mögen viele gedacht haben, und kündigt nicht an. Wenn aber die Wiener Staatsanwaltschaft ankündigt, dürfen sich die Betroffenen der Hoffnung hingeben, daß sie nicht ausführen wird.

Nur stand damals diese Hoffnung noch auf schwachen Füßen. Noch ward Jellinek lebendig geglaubt, der Funktionär des Justizdienstes erklärte: »Daß Jellinek nicht tot, sondern auf der Flucht begriffen ist, nehme ich mit einiger Sicherheit an«, und die Antwort auf die Frage, ob es außer Jellinek Schuldige gebe, konnte jede Stunde von der Station, in der der flüchtige Defraudant festgenommen würde, telegraphiert werden. Da ward Jellineks Leichnam aus der Donau gezogen. *Öffentlich haben*, wie Augenzeugen berichten, *Direktoren der Länderbank, als die Nachricht eintraf, einander die Hände geschüttelt*. Läßt sich wirklich nichts vertuschen? Nur Mut; vielleicht wird demnächst der Abgeordnete Ritter v. Kink, der lediglich, um »ganz unbefangen« zu sein, auf seine Verwaltungsratsstelle bei der Länderbank verzichtet hat, den ihn umringenden Parteigenossen verkünden: Es *gibt* nichts zu vertuschen!

Wird sich Herr Dr. v. Kleeborn dieser Meinung anschließen? Die Energie, mit der er die Länderbankaffäre verfolgt, scheint — drei Wochen sind bereits verstrichen — die in Österreich so beliebte »Energie der Geduld« zu sein. Aber soll das »usque ad finem« in der Tat nichts als das Lebensende des Herrn Jellinek bedeuten, nach dem das Interesse der von der Börsenpresse unterrichteten Öffentlichkeit gänzlich aufgehört hat, die Sache zu verfolgen? Des toten Jellinek ist man habhaft geworden, aber noch fehlen vier Millionen. Aus den Kassen von zwanzig sehr vermögenden und solidarisch für den Schaden haftbaren Personen wären sie leicht zu holen. Aber nutzlos wäre es, die Aktionäre an die Regreßpflicht der Verwaltungsräte, Direktoren und Revisoren zu erinnern. Es steht nicht in der Macht einzelner Aktionäre, die Regreß-

pflicht zivilprozeßual geltend zu machen, und kindisch wäre die Hoffnung, daß sich in Wien eine strohmännerfreie Generalversammlung zusammenbringen lassen könnte, die sich zur Anstrengung eines Schadenersatzprozesses aufschwänge. Die strafgesetzliche Verantwortlichkeit der wissentlichen oder nachlässigen Helfershelfer des Defraudanten muß festgestellt werden, damit selbst eine Generalversammlung der verworfensten bezahlten Diener einer Verwaltung, die jahrelang falsche Bilanzen vorgelegt hat, nicht anders könne, als die Rechte der Bank gegen ihre Schädiger geltend machen. Bis zu einem neuen Aktiengesetz muß wenigstens das alte Strafgesetz den Vorwurf von uns nehmen, daß die kaufmännische Moral in Österreich bloß ein Kläffer ist und nicht beißt.

*

[§ 6 des Börsenstatuts]

Die Börse hat jene Kommissionäre, die für den Defraudanten Jellinek Börsenwetten ausgeführt hatten, bestraft. Das ist eine Verletzung des Börsenstatuts, denn die Börsenkammer ist laut § 6 des Statuts bloß berechtigt, denjenigen Personen den Zutritt zur Börse zu versagen, »welche für Angestellte von an der Börse vertretenen Firmen ohne Zustimmung der Chefs derselben Börsengeschäfte machen, wenn ihnen bekannt war oder sie durch die Umstände darauf schließen mußten, daß diese Geschäfte für Privatrechnung dieser Angestellten und nicht für die Firma gemacht wurden«. Der einschränkende Satz macht es unzweifelhaft, daß § 6 lediglich von Börsengeschäften, die der Börsendisponent einer Firma ausführt, handelt, weil nur bei diesen Geschäften die Frage, ob sie für Privatrechnung des Angestellten oder für die Firma gemacht werden, überhaupt aufgeworfen werden kann. Aber noch mehr als die Gesetzesverletzung ist der Börsenkammer die abstoßende Heuchelei zu verübeln, die sich darin zeigt, daß sie Kommissionäre verdammte, die nichts getan hatten, als was auch ihre Richter täglich tun. Man will uns, obwohl jedermann das Gegenteil weiß, beweisen, daß die Börseaner moralisch seien, und man will uns, obwohl jedermann das Gegenteil aus dem Börsenstatut herauslesen kann, glauben machen, daß das Statut moralisch sei. Das einzige aufrichtige und vernünftige Wort hat der Vizepräsident v. Lieben gesprochen, als er die Demission des Börsenrats Langer bedauerte und ihm das Zeugnis ausstellte, er habe völlig korrekt gehandelt. Herr Langer hat nämlich wirklich nicht gegen den § 6 des Börsenstatuts verstoßen, als er die Börsenaufträge des Herrn Jellinek ausführte; er hat sich bloß, völlig inkorrekt, um diesen Paragraphen nicht gekümmert, als er die Börsenwetten des Disponenten der Creditanstalt ausführte.

§

* * *

[Richtigstellung]

In den Nummern 105 und 106 der 'Fackel' sind zwei Notizen erschienen, die die Mitteilung enthielten, daß der akademische Senat den Hofrat Dr. Schrötter von Kristelli in Disziplinaruntersuchung gezogen habe. Tatsächlich ist, wie durch die authentische Erklärung des Dekans der medizinischen Fakultät Prof. Dr. Kolisko festgestellt wurde, eine Disziplinaruntersuchung gegen Herrn Hofrat Schrötter nicht geführt worden. Der Verfasser jener beider Notizen schreibt mir nun, er habe die der amtlichen Erklärung entsprechende Richtigstellung in der 'Fackel' zu seinem Bedauern bisher nicht vornehmen können, weil er den Aufenthaltsort seiner zu jener Zeit nicht in Wien weilenden Gewährsmänner nicht kannte. Diese hätten ihm nunmehr bestätigt, daß

ihre Angaben auf einem Irrtum beruhten, und er stehe nicht an, seine Behauptungen zu revozieren.

* * *

[Die Verstaatlichung der Staatsbahn]

U nentwegt kämpft der Economist seit einem Jahr für die Verstaatlichung der Staatsbahn. Hundertmal hat er das öffentliche Mitleid für die unglücklichen Staatsbahnaktionäre angerufen, die ihres Besitzes nicht froh werden können und die bloß jeweils die Verheißung, daß die Verstaatlichung wieder einmal unmittelbar bevorstehe, zu einer schüchternen Börsenspekulation à la hausse zu ermutigen vermag. Aber das Mitleid mit den Aktionären will nicht verfangen, und die Furcht für die Passagiere muß wirken, damit die Verstaatlichung als »unbedingte Notwendigkeit« erkannt werde. »Die Verhältnisse der großen Privatbahnen sind ganz unhaltbar geworden«, erzählte der Börsenwöchener am 12. Oktober; »da geht es zu wie in einem Hause, dessen Besitzer verkaufen will. Die Lücken auf dem Dache werden nur geflickt, damit es nicht in die Stube regne, die Mauern werden nicht getüncht, die Planken nicht angestrichen, jede Ausgabe wird auf das allerdürftigste Maß beschränkt«. So gehe denn hin, Staat, ruft der um die öffentliche Sicherheit besorgte Herr Benedikt, kaufe, damit die lockeren Dachziegel nicht den Passanten auf die Köpfe fallen, das baufällige Haus um einen dem Besitzer wohlgefälligen Preis und nimm dann, was es auch koste, die unaufschiebbaren Reparaturen vor! Aber wär's nicht vielmehr geraten, dem fahrlässigen Hausbesitzer die Baupolizei ins Haus zu schicken? Müßte nicht, wenn die Staatseisenbahn—Gesellschaft Herstellungen, die für die Sicherheit des Verkehrs unerlässlich sind, von Monat zu Monat, ja von Jahr zu Jahr aufschiebt, anstatt des Preises der Verstaatlichung bloß die Strenge der staatlichen Generalinspektion erhöht werden, die über die Pflichterfüllung der Privatbahnen bei der Aufrechthaltung des ordentlichen Verkehrs zu sorgen hat?

Der Finanzminister will sich vom Economisten nicht überzeugen lassen. Aber der Eisenbahnminister mag ihm nur glauben: um die Verkehrssicherheit ist es bei der Staatsbahn wirklich so arg bestellt, wie's Herr Benedikt schildert, und noch ärger. Man spart nicht nur mit dem Material für die Bahnerhaltung, man vermindert auch die erforderlichen Arbeitskräfte. Der Bahnerhaltungschef hat kürzlich an die Streckenvorstände der I. Sektion einen Erlaß hinausgegeben, der die Bahnmeister auffordert, ihren Arbeiterstand zu reduzieren. Bei den Lokalbahnen darf der Arbeiterstand, ohne Rücksicht auf die Länge der Strecke, nicht mehr als vier Arbeiter und einen Partieführer betragen. Aber eine Arbeitspartie von fünf Mann vermag nicht einmal die notwendigen Arbeiten am Oberbau, geschweige denn alle sonstigen für die Verkehrssicherheit erforderlichen Leistungen zu bewältigen. Und die Knauserie mit dem Bahnerhaltungsmaterial, die Verminderung der Arbeiterzahl kann durch die unerhörte Ausnützung der Bahnmeister nicht wettgemacht werden. Nur wenn die Qualität des Oberbaus gut ist und nicht dadurch, daß man die Bahnmeister mit der täglichen Begehung der Strecke plagt, ist für die Sicherheit des Verkehrs die Gewähr geboten. Die unaufhörlichen Streckenbegehungen garantieren lediglich die persönliche Sicherheit des Herrn Oberinspektors, der bei Unglücksfällen die Bahnmeister wegen Nachlässigkeit verantwortlich machen kann. Aber nicht der Bahnmeister, der 365mal im Jahr die Strecke begangen und sich 365mal, wenn er sie in schlechtem Zustand sah, nicht zu reden getraut hat, weil die Knickerei der Gesellschaft ihm seine Stellung kosten könnte, sondern jene sind für Katastrophen, die täglich drohen, verantwort-

lich, die seit Jahr und Tag, um günstige Bilanzen und einen hohen Verstaatlichungspreis zu erzielen, den Bahnkörper verfallen lassen und die Sicherheit des Lebens von tausenden von Passagieren gefährden. Und verantwortlich ist auch die k. k. Generalinspektion der Staatsbahnen, die für diese Zustände blind ist, weil sie gewaltsam beide Augen zudrückt: jede Inspizierung wird vorher angesagt, und das inspizierende Organ reist unter der strengen Eskorte der Herren Bahnerhaltungschefs und Streckenvorstände der Staatseisenbahngesellschaft, die vor seinen Augen Anordnungen treffen und die, wenn sie dem Bahnmeister Übelstände, die selbst einem Laienauge nicht zu verbergen sind, zum Vorwurf machen, die Erwiderung des eingeschüchterten Untergebenen, daß es ihm an Arbeitsmaterial und Arbeitskräften fehle, nicht zu fürchten brauchen. Eine einzige Inspizierung, die unangesagt und lediglich in Begleitung der Bahnmeister stattfände, müßte das staatliche Inspektionsorgan darüber aufklären, daß der fleißigste Bahnmeister, der ohne Rast die Strecke begeht, nichts nützt, wenn die Schwellen faul sind.

†



[Lueger, Heine, Wittmann, Schiller]

Herrn Dr. Karl Lueger ist just vor den Landtagswahlen eine Niederlage bereitet worden, an deren beschämender Wirkung er lange zu tragen haben wird: er hat eine Strophe von Heinrich Heine zitiert und hat nicht gewußt, daß sie von Heine ist. Das begab sich wie folgt. Der freisinnige Hotelier Herold, der in Wien als Landtagskandidat aufgestellt ist, geht alljährlich nach Karlsbad und stiftete dort eines Tages die sogenannte »Herold—Ruhe«, als deren Inschrift er — ohne Angabe der Quelle — die fünfte Strophe des Prologs zur »Harzreise« bestimmte. Herr Dr. Lueger, der gleichfalls alljährlich nach Karlsbad geht, las die Verse, notierte sie und trug sie heim, um in einer Versammlung den Landtagswählern zu zeigen, wess' Geistes Kind der liberale Kandidat des I. Bezirkes sei, der eine solche Inschrift »verfaßte« und dessen politisches Programm es offenbar sei, den »glatten Sälen«, somit auch den Sälen des Landhauses, Lebewohl zu sagen und »auf die Berge zu steigen«. Herr Dr. Lueger hat also in der Tat nicht gewußt, daß die Strophe von Heine verfaßt und bloß von Herold mißbraucht wurde, und im Chorus höhnen ihn liberale und sozialdemokratische Stimmungsnotizler. Wieder ein Beweis für die bekannte Bildungsfeindlichkeit des christlichsozialen Regimes, u.s.f. Nun muß ich zwar bekennen, daß ich für meine Person einen Bürgermeister, der die »Harzreise« nicht im Kopfe hat, immerhin einem Gastwirt, der Heine zitiert, vorziehe. Und weiter ließe sich noch zur Entschuldigung des Herrn Dr. Lueger anführen, daß er, falls er sich die Inschrift richtig abgeschrieben, die Sprache Heine's nicht unbedingt erkennen mußte. Denn wenn Herr Herold wirklich, wie der Versammlungsbericht behauptet,

Lebet wohl, ihr glatten Säle,

Lebet wohl, ihr schönen Frauen

nachgedichtet und das einzig charakteristische »Glatte Herren, glatte Frauen« verstümmelt hat, dann darf der Wanderer, der vor der »Herold—Ruhe« andächtig verweilt, wohl glauben, daß er es mit einer beliebigen und

recht banalen Gelegenheitspoesie zu tun habe, und dann ist höchstens der Beweis geliefert, daß Herr Herold, der doch als Gesinnungsgenosse des Herrn Noske dazu verpflichtet wäre, Heine nicht kennt. Aber die 'Neue Freie Presse' hat jubelnd die »bedenkliche Entgleisung«, die dem Bürgermeister passierte, der liberalen Welt enthüllt: »Herr Dr. Lueger«, ruft sie, »weiß nicht, daß die Verse, über die er sich lustig gemacht hat und für deren Verfasser er Herrn Herold hält, ursprünglich von Heinrich Heine herrühren und mit einer *leichten* Textänderung in einer Zeile von dem Stifter der Herold—Ruhe als Devise benützt worden sind«. Nun, sie hat's ja vor allen anderen nötig. Wo es an's Zitieren geht, hat sie bekanntlich immer ihren Mann gestellt. Ihren Wittmann nämlich. Und da will ich, damit Frechheit nicht ganz ohne Strafe ausgehe, aus meiner Sammelmappe ein Feuilleton — betitelt »Salzburg im Winter« — hervorsuchen, das ich seit dem 30. Januar 1898 verwahre. Lang, lang ist's her. Aber jetzt hat's die 'Neue Freie Presse' selbst wieder aktuell gemacht. Denn es ist ein — freilich hundertmal krasserer — Analogon zu der »bedenklichen Entgleisung«, die Herrn Dr. Lueger passierte, als er die holperigen Verse eines Wiener Gastwirts zu verspotten meinte. Herr Wittmann also stand vor dem Grabdenkmal, das Konstanze Mozart dem Andenken ihres zweiten Gatten, des königlich dänischen wirklichen Etatsrats Nissen, errichtet hat. Und nun beginnt der Feuilletonist in der bekannten seichten Art, in der die Briefkastenmänner schöngestiger Journale Einsendungen von Dilettanten bewitzeln: »Prosa genügte nicht, Konstanze sprach in Versen, wenn sie des königlich dänischer wirklichen Etatsrates gedachte. Der Winter hat die Poesie auf dem Grabsteine mit silbern schimmerndem Reife überzogen, und man hat einige Mühe, die glitzernde Decke mit der Stockzwingel abzuschaben. Dann liest man: 'Zeuch, du Holder, zeuch im Pfad der Sänne'. Der Holde, das ist der Etatsrat, übrigens, wie gesagt, ein sehr wackerer Mann, *der auch bessere Verse verdient hätte*. 'Fahr' denn wohl, Du Trauter meiner Seele — Eingewiegt von meinen Segnungen — Schlumm're ruhig in des Grabes Höhle — Schlumm're ruhig bis auf Wiederseh'n!' Ein etwas gewagtes Stückchen, dieses 'Segnungen', das sich mit 'Wiederseh'n' reimen will, aber sicherlich gut gemeint. Frau Konstanze hatte eben ihr Glück nicht an der Seite des großen Künstlers gefunden, sondern bei dem braven Alltagsmenschen, und wer weiß, ob es nicht immer so geht auf diesem kleinen irdenen Sterne, so gehen muß ... « Wenn es die 'Neue Freie Presse' bis heute noch nicht wissen sollte, so sel's ihr jetzt endlich verraten. Das »gewagte, aber sicherlich gut gemeinte Stückchen« hat — — — *Friedrich von Schiller* zum Verfasser. Und nun könnte man höhnen, wie die 'Neue Freie Presse, Herr Dr. Lueger gehöhnt hat: »Sie weiß nicht, daß die Verse, über die sie sich lustig gemacht hat, ursprünglich von Friedrich von Schiller herrühren und mit einer leichten Textänderung von der Stifterin des Grabdenkmals als Devise benützt worden sind«. Mit einer wirklich ganz leichten Änderung: In der berühmten »*Elegie auf den Tod eines Jünglings*« (Schiller's Sämtliche Werke, Bd. I, Gedichte der ersten Periode) heißt es nämlich:

Fahr' denn wohl, du Trauter *unsrer* Seele,
 Eingewiegt von *unsern* Segnungen!
 Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
 Schlumm're ruhig bis auf Wiederseh'n!

Und nun frage ich, wer des Spottes würdiger ist: Ein Versammlungsredner, der im geistigen Qualm der Parteipolitik Heine nicht erkennt, oder ein von Bildung und Fortschritt berufsmäßig triefendes Intelligenzblatt, das in seinem literarischen Teil Schiller'sche Verse wie einen Dilettantenversuch anulkt.

Herr Dr. Herzl stand grollend abseits, als die 'Neue Freie Presse' dem Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde gratulierte. Und als der Festtrummel vorüber war, schrieb er in der 'Welt' (vom »9. Tischri 5663«): »Eine schmerzliche Erniedrigung wird es immer für das Wiener Judentum bleiben, daß es die Verwaltung seiner Gemeinde Gleichgültigen und Ehrgeizigen anvertraute, die in sklavischer Unterordnung unter den Wortlaut des Gesetzes alle ehrwürdigen Zusammenhänge zerrissen und das lebendige Judentum zu einem leblosen Kultus erniedrigt haben.« Aber auch mit dem Kultus muß es schlecht stehen. Herr Herzl erklärt: »Aus dem Kultus und seinen Funktionen sind Korruption und Bestechung auszumerzen, und dies mit den schärfsten Mitteln«. Ja wie denn? Sind die Funktionen korrupt, oder etwa gar die Funktionäre? Will man andeuten, daß die ehrwürdigen Oberhirten ihre Schafe nicht weiden, sondern scheren? Das folgende typische Geschichtchen, das in den Briefen zahlreicher Väter an den Herausgeber der 'Fackel' erzählt wird, mag dem Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde als passende Jubiläumsgabe dargebracht sein: An einer Wiener Mittelschule verbietet der israelitische Religionslehrer seinen Schülern, an den hohen jüdischen Feiertagen die Schule zu besuchen. Der Direktor duldet solche Schulversäumnisse nur unter der Bedingung, daß die Schüler Gotteshäuser besuchen und hierüber schriftliche Bestätigungen der Väter beibringen. Aber die jüdische Gemeinde sperrt an den Feiertagen die Gotteshäuser und gestattet den Eintritt bloß gegen hohes Eintrittsgeld. Müssen also die Väter den Buben Parkettsitze zum Preise von 5 bis 25 Gulden besorgen — der Aufenthalt im Stehparterre des Tempels ist zwar billiger, aber für Kinder viel zu ermüdend, und die Galerien sind den Damen reserviert —, und was soll der Vater tun, der solche Geldopfer nicht zu bringen vermag? Schickt man den Knaben am Versöhnungstage in die Schule, so bleibt die Rache des orthodoxen Religionslehrers nicht aus. Der Vater kann darum nicht anders, als dem Sohne *wahrheitswidrig bescheinigen*, daß er am Gottesdienst teilgenommen habe. Die kindliche Moral wird durch solche Dinge gewiß nicht gefördert. Aber vielleicht die Übertrittsbewegung. Was man vom jüdischen Religionsunterricht an unseren Mittelschulen, bei dem die Knaben mit der Erlernung einer unnützen Sprache und mit deren grammatikalischen Tücken geplagt werden, hört, erinnert ja oft an den alten Witz: Die Römer hätten ihre Jünglinge gezwungen, das Griechische zu erlernen, um durch die Schwierigkeiten der griechischen Grammatik ihren Hass gegen die Griechen anzufachen ...

†

Wie sich der Dieb selbst verriet

Die Schere des Lippowitz schneidet wahllos, schonungslos und — gedankenlos ... Am 6. Oktober durften sich die Leser an einer amüsanten Plauderei »*Berühmte Raucher*« erfreuen. Da ward erzählt, welcher Sorte Wilhelm II. den Vorzug gibt, und »König Eduard VII. von England, *der Onkel unseres Kaisers*«, hieß es, sei gleichfalls ein Verehrer der Havanna. Gute Österreicher, die die Nachricht, daß der König von England starke Zigarren rauche, kalt gelassen hatte, fühlten sich durch die Entdeckung, daß er ein Onkel unseres Kaisers sei, beunruhigt. Aber es war kein Irrtum. Wörtlich so

war's in dem — *reichsdeutschen* Blatt gestanden, dem der Artikel ohne Angabe der Quelle und fataler Weise auch ohne Änderung der auf Wilhelm II. bezüglichen Stelle entnommen ward. Made in Germany!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Zola und die Familie Frischauer]

Verblüfter Leser. Um Zola ausgiebiger huldigen zu können, mußte die 'Neue Freie Presse' ihn vorerst ihrem Verständnisse näherrücken. So darf man denn nicht allzuhart mit ihr ins Gericht gehen, wenn ihr von Zolas literarischen Taten das J'accuse als die wichtigste und beim Begräbnis des Dichters der hinter dem Sarg schreitende Dreyfus als die Hauptperson erschien. Auch daß ihr als der unmittelbarste Ausdruck der Trauer Frankreichs der Kondolenzbesuch Rudolph Lothar's der telegraphischen Meldung würdig schien, sei ihrer niederträchtigen Gutmütigkeit verziehen, die ja stets, wenn der Kaiser von Österreich Geburtstag hat, zuvörderst von der Gesangkunst eines Herrn Eisner v. Eisenhof Notiz nimmt. Aber alles hat seine Grenzen. Daß der Tod Zolas sich als eine Angelegenheit der Familie Frischauer herausstellen werde, darauf waren wir nicht gefaßt. Der wegen Mißhandlung der französischen Sprache aus Frankreich ausgewiesene und wegen Mißhandlung der deutschen wieder nach Paris zurückberufene Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' telegraphierte wie besessen darauf los, wenn er irgendwo, im Trauerhause oder beim Begräbnis, sich unter den Anwesenden bemerkt hatte. Aber auch Berthold's Bruder Emil sollte nicht leer ausgehen. Unter dem Vorwande, von »Zola's Verwandten in Italien« zu erzählen, erzählte uns die 'Neue Freie Presse' (am 4. Oktober) von Frischauer's Verwandten in Wien und versicherte uns, der Dichter habe die Note des österreichisch—ungarischen Kriegsministeriums, die er zur Ehrenrettung seines Vaters, der österreichischer Offizier war, brauchte, »DURCH VERMITTLUNG DES WIENER HOF— UND GERICHTSADVOKATEN DR. EMIL FRISCHAUER 1898 ERWIRKT« ... Wenn die Advokatenkammer, die, als dieser liebliche Berufsgenosse in einem Ringstraßen—Hotel eine Prügelei bestand, mäuschenstill blieb, sich vielleicht für die Herkunft jener ausgewachsenen Reklame interessieren sollte, so teile ich ihr mit, daß die Enthüllung der Beziehungen zwischen Emil Zola und Emil Frischauer in einem Telegramm enthalten war, das Herr Berthold Frischauer, der ja wohl auch die Klientel Zolas vermittelte, am 3. Oktober in Paris aufgegeben hat. Das hier gebotene Schauspiel brüderlicher Eintracht ist um so anziehender, als die Feindschaft zwischen Emil und einem dritten Bruder, dem bekannten Otto, ehemals bis zu öffentlichen Polemiken im 'Wiener Tagblatt' gediehen war. Für Herrn Dr. Otto Frischauer ist bei Zola's Tod leider nicht das Geringste abgefallen. Er muß sich mit dem Ruhm begnügen, seinen Namen mit der Affäre Dreyfus verknüpft zu haben. Ich nannte ihn nämlich damals mit Rücksicht auf die Rennesser Berichterstattung des von ihm geleiteten 'Wiener Tagblatt' einen »klebrigen Herrn«¹, und er klagte mich zu meiner Überraschung wegen Ehrenbeleidigung. Zu meiner noch größeren Überraschung hat er später zwar die Klage, aber nicht sich zurückgezogen ... Vor dem Verdacht, daß ich einen Eingriff in das öffentliche Familienleben der Brüder Frischauer begehe, bin ich gefeit, wenn ich erzähle, wie man in Paris über den Erstgeborenen, den Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse', urteilt. Im 'Auto—Vélo' schildert Herr Geor-

1 # 12 »Antworten des Herausgebers«, dort »Redaktion des 'Wiener Tagblatt'«

ges Prade die drollige Aufregung, die sich des Herrn Berthold Frischauer anlässlich der Automobilfahrt Paris—Wien bemächtigte. Die 'Neue Freie Presse' war den Automobil—Fabrikanten in jeder nur möglichen Weise entgegengekommen, aber des Berichterstatters Pflicht mußte es sein, sensationelle Unglücksfälle zu erfinden. »Herr Berthold Frischauer« schreibt der Franzose, »war beständig von dem Verdachte gequält, daß man ihm absichtlich seine Toten verschweige. So oft man ihm versicherte, dieser oder jener tödliche Unglücksfall sei einfach aus der Luft gegriffen, schien es, als ob man ihm sein eigen Kind geraubt hätte ... Ich sehe ihn noch vor mir, den wackeren Herrn Frischauer mit seinem immensen Notizblock, auf dem man die Todesopfer einer ganzen Armee hätte registrieren können. Und er begann MIT SEINEM UNBEZAHLBAREN AKZENT: 'Eh bien! Messié Prate, compien dé morts encore à ce jour? ¹ 'Keinen, mein Herr, keinen. Wir bedauern lebhaft, aber es ist einmal Keiner aufzutreiben'. 'Also wirklich kein einziger Toter?' 'Nein.' 'Kein Toter! Es ist entsetzlich mit diesem Rennen!' Und schier verzweifelt schwang er seinen mächtigen Totenblock. Aber schon wieder stiegen ihm neue Bedenken auf. 'Wie können Sie behaupten, daß niemand getötet sei? Und der X, der Y, der Z? Täglich habe ich von fünf bis sechs Toten gehört'. 'Die sind alle noch am Leben, hochverehrter Herr. Mit dem X habe ich ja gesprochen, den Y und den Z sah ich mit eigenen Augen. Lauter läppische Gerüchte, versichere ich Ihnen'. Herr Frischauer schüttelt bedenklich das Haupt. Die sollen alle nicht gestorben sein? Unglaublich! CHE LES AI DÉLÉGRAPHIÉS! ² Den letzten Satz spricht er mit einem Tonfalle, als sei durch diese Tatsache ein unwiderlegliches Argument vorgebracht. Er sagte: 'Ich habe sie telegraphiert', das heißt so viel wie: 'Ich habe ihnen eigenhändig das Messer ins Herz gebohrt'«.

[Demokratisch]

Zeitgenosse. Eine Definition des Begriffes »demokratisch«? Das ist die Bezeichnung für jene Partei unter den Börseräten, die sich bei der Verhandlung gegen die Firmen, welche für Herrn Jellinek Effektenoperationen durchführten, gegen die Kompetenz der Kammer ausgesprochen hat. Das 'Neue Wiener Tagblatt' versieht bei diesem Anlaß — am 4. Oktober — hohnvoll das Wort »demokratisch« mit Gänsefüßchen. Der Untertitel, den es selbst auf seiner ersten Seite führt: »Demokratisches Organ«, ist ernst gemeint, auch wenn zufällig auf den folgenden Seiten die Nachthemden eines erzherzoglichen Trousseaus beschrieben sein sollten.

[Der 70. Geburtstag]

Orientalist. Warum ich doch gerade die 'Neue Freie Presse' der Schmutzkonkurrenz gegen die 'Cantorenzeitung' beschuldigte! Das 'Neue Wiener Tagblatt' und das 'Fremdenblatt', meint ein Leser, haben ja auch ausführliche Biographien des Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde zu dessen 70. Geburtstag gebracht. Das ist wahr. Aber die 'Neue Freie Presse' DRÄNGT sich zu solchen Freudenfesten, und sie mußte sich ein paar Tage später sogar ein sonores Dementi des Oberkantors gefallen lassen, dessen 60. Geburtstag sie durchaus feiern wollte. Der Oberkantor aber schrieb, daß nicht nur die Zeitangabe nicht zutreffe, sondern daß es »überhaupt nicht in seinen Intentionen« liege, »einen sechzigsten Geburtstag zu feiern«. Ich behaupte also, daß hier ein Herzensdrang und nicht nur eine administrative Erwägung im Spiele ist. Es ist ja wahr, daß die Klinger—Festartikel in SÄMTLICHEN liberalen Zeitungen Inserate waren, die ein Herr Lemberger, Schwiegersohn des Jubilars, aufgegeben hatte. Und dieser Herr Lemberger hat auch eine Klinger—Biographie herausgegeben, in der alle wichtigen Tatsachen, wie Hochzeiten,

1 Nun also! Herr Prate, wieviele Tote sind es heute wieder?

2 xxx

Beschneidungen, Villenmietungen hervorgehoben sind. Leider ist diese Broschüre — niemand hätte gegen ihre Abfassung etwas einwenden dürfen — keine Familienangelegenheit geblieben. Sie wurde an Minister, hohe Beamte, Bankdirektoren, kurz an alle Welt versendet, und da die Empfänger so höflich waren, mit einem »p. r.« oder gar mit einem »p. f.« zu antworten, mußten sie sich's gefallen lassen, in den Festartikeln der Tagespresse aufgezählt zu werden. So hatte u. a. der Ministerpräsident ein »Gratulationsschreiben« gesendet. Auf ähnlich märchenhafte Weise sollen auch die »Deputationen« zustande gekommen sein ... Der 70. Geburtstag Ferdinand v. Saar's kam in eine aufgeregte Zeit; er wäre sicherlich ausführlicher behandelt worden, wenn nicht eben die Klinger—Artikel allen Raum in Anspruch genommen hätten. Aber Joseph Schöffel, der in den Sommertagen 70 Jahre alt geworden und mit keiner Zeile bedacht worden ist? Ja der —: was soll man da nur sagen? der hat sich's einfach selbst zuzuschreiben! Der hat nicht inseriert.

[Aus Goethe]

Goetheforscher. Anlässlich der Premiere der »Drei Reiherfedern« ist zwischen dem Kritiker der 'Ostdeutschen Rundschau' und dem des 'Deutschen Volksblatt' ein lebhafter Meinungsstreit entbrannt. Jener behauptete, dem Stück liege der Gedanke zugrunde: »WOZU DENN IN DIE FERNE schweifen? — Sieh', das Gute liegt so nah. — Lerne nur das Glück BEGREIFEN, — UND das Glück ist immer da«. Der Herr vom 'Deutschen Volksblatt' erklärte resolut, das Drama sei eine Umschreibung der bekannten Mahnung: »SCHWEIFE NICHT IN DIE FERNE, DENN das Gute IST OFT SO nah«. Ja, das Gute! Aber der Büchmann nicht. Auch für den gelehrten Herrn Alfred Klaar nicht, der am 3. Oktober im Feuilleton des 'Neuen Wiener Tagblatt' »wie Faust ausrufen möchte: WIE ANDERS MUTET MICH DIES SCHAUSPIEL AN!« Nicht ganz so wie Faust, aber ähnlich. Herr Klaar hat nämlich, da er bloß acht Feuilletonspalten zur Verfügung hatte, die Verse: »Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!« und »Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!« zusammengezogen.

[Der gestohlene Hahn]

Leser. Wie sich die Blätter jetzt gegen die 'Fackel' verhalten? Sie können sie nicht umbringen; so versuchen sie's wenigstens, sie zu bestehlen. Ein Zeitungsausschnittbüro sendet mir regelmäßig alle Ausschnitte, in denen die 'Fackel' genannt ist. Aber ich beschäftige auch ein anderes, das mir alle jene Ausschnitte sendet, in denen die 'Fackel' nicht genannt ist. Und da mache ich denn die lustige Beobachtung, wie ungeschickt nach fast jeder Nummer die Journaille, die der Tages— und die der Witzblattpresse, Pointen der 'Fackel' annektiert. Unwiderstehlicher Zwang! ... Der »Hahn«, von dem es hier neulich anlässlich der Affäre Jellinek hieß, daß er nach den acht Millionen der Länderbank nicht gekräht habe, paradierte bald darauf auf dem Miste des 'Wiener Leben', eines kleinkalibrigen Blättchens, das sich sonst nicht mit Bankangelegenheiten befaßt, sondern bloß Theaterleute und Gastwirte bedrängt. Ferner hat sich eines der Blätter, die mein geehrter unlauterer Wettbewerber verlegt — so verlegt, daß sie das Publikum nicht finden kann —, den Länderbankscherz beigebogen, nachdem es früher schon die »Druckschwärzer der öffentlichen Meinung« und andere Fackelmuster sich ausgesucht hatte. Zu meinem Stolze durfte ich aber auch erfahren, daß jener Witz an der Schere des Lippowitz hängen geblieben war und in einer »Plauderei« des 'Neuen Wiener Journal' wiederkehrte, die am Tage nach dem Erscheinen der Nr. 116 der 'Fackel' das Zwielficht der Welt erblickt hat. Jetzt wird also selbst noch der Hahn gestohlen, der nach den gestohlenen acht Millionen nicht gekräht hat.

[Der musikalische Mob]

Habitué. Herr Landesberg ist wütend, weil dem »Süßen Mädels« bloß hundertsechzig Abendaufführungen gegönnt waren und an seine Stelle jetzt das »Baby« getreten ist. Und er hat ja zwei Blätter zur Verfügung, um seinen Groll in Wirksamkeit zu setzen. Wie stellt man's am besten an, der neuen Operette Besucher abzutreiben? Ein Rezensent hatte geschrieben, Heubergers Kornpositionen dürften nicht in einen Topf mit den »neuerlich zu üppigster Blüte gelangten Leierkastenmelodien« geworfen werden, die dem »MUSIKALISCHEN MOB« genügten. Da fühlt sich denn der Mann, der jenen Leierkastenmelodien ein schwachsinniges Libretto unterlegt hat, getroffen und veröffentlicht einen geharnischten Protest in der 'Sonn— und Montags—Zeitung'. — Er, der Soubretten, die seiner Kritik unterstehen, für fünfzig Gulden Liedertexte liefert, aber trotz der Honorarannahme sich hinreichend unabhängig fühlt, um sie, wenn sie die Mitwirkung in einer seiner Operetten versagen, als »Schnüfflerl« anzuflegeln, spricht allerdings als Kenner, wenn er höhnisch meint, Herr Heuberger sehe »wohl nicht bloß auf die Noten in seiner Partitur, sondern auch auf jene in den Portefeuilles der Theaterbesucher«. Aber dieser Hohn allein würde noch nicht dem Publikum die Lust an der neuen Operette benehmen können. So versucht's denn der Schöpfer des »Süßen Mädels« mit einer Denunziation, mit der er in gesperrtem Druck seinen Artikel beschließt: »Der Direktion und den Autoren aber wünschen wir, daß sich der 'MUSIKALISCHE MOB' durch die Apostel des Herrn Heuberger nicht beleidigt fühle und, TROTZ DER INSULTE, die MITTEL BIETE, das 'Baby' aufzupäppeln.« In Deutschland würde dergleichen unter die Strafsanktion des »unlauteren Wettbewerbes« fallen.

[Wienerisches]

Wiener. Jüngst hörte ich in einer Tabak—Trafik den folgenden Dialog: Austrägerin, die das 'Extrablatt' bringt, zur Verschleißerin: »Heute sehr wichtiger Inhalt!« »So? Was denn?« »Ein Gastwirt auf dem Neubau hat sich und seine Familie umgebracht!« »Und da bringen's mir so wenig?« — Das Wohltätigkeitsfest, das zu Ehren des freigesprochenen Mörders Stefan TIPPEL¹ am 6. Oktober in Anderschitz' Restauration (Hernalser Hauptstraße) veranstaltet wurde, hat einen sehr animierten Verlauf genommen.

[Nicht Paralyse, sondern Gehirnerweichung]

Teut. In der 'Ostdeutschen Rundschau' vom 6. Oktober (Gilbhardts) finde ich in einer Notiz (Anmerkung) geschildert, wie sich der »ROLLERUNFALL« des griechischen Kronprinzen zugetragen hat ... Daß der von Herrn Iro herausgegebene Kalender kein Kalender, sondern ein »Taschenmerkzeitweiser« ist, hat die Welt lachend erfahren. Ebenso, daß auf alldeutschen Speiszetteln ein ehemals mit der Bezeichnung »à la maitre d'hôtel« versehenes Gericht jetzt »nach Hausmeisterart« zubereitet ist. Die Lektüre (Lesung) Bismarcks möchte ich keinem Bewohner der Ostmark empfehlen; denn dieser deutscheste Mann hat in seinen Reden und in seinen »Gedanken und Erinnerungen« der deutschen Sprache immer wieder die Schmach der Fremdwörter angetan. Leider ist die 'Ostdeutsche Rundschau' nicht folgend (konsequent). Sie verkündet an der Spitze ihres Blattes, daß einzelne Nummern (nicht Zahlen) in der Verwaltung zu haben sind und daß der »Raummillimeter« (nicht das Raumtausendstelmaß) so und soviel kostet. Und ich bin überzeugt, daß sie lieber für eine Annonce viel als für eine Anzeige wenig nimmt und daß für sie die Korruption — man denke nur an die Bestechung der Zuckervereinigung — kein Fremdwort ist. Immerhin ist es möglich, daß sie hochmütig anderen Blättern Jahresgeldverderbtheit (Pauschalienkorruption) im Dienste von Anteil-scheingesellschaften, Unterstützung aus dem Kriechtierhintergrund (Subvention aus dem Reptilienfonds) und Benützung von Freikarten und Sonderabtei-

len (Separatcoupés) auf Bahnen vorwirft ... Eine deutschvölkische Buchhandlung sandte mir neulich eine Rundschrift (Zirkular), in der statt des üblichen P. T. an der Spitze des Wortgefüges (Textes) das Wort »Anrede!« und die Versicherung zu lesen ist, daß die Rundschrift an zahlreiche »Anschriften« (Adressen) gesendet wurde. Man sieht, die Paralyse (Gehirnerweichung) macht Fortschritte.

Berichtigung

In Nr. 117 lese man auf Seite 5, 14. Zeile von oben, statt »Potocky«: Potocki; auf Seite 18, 3. Zeile von oben, statt »Oder man lasse nichts unversucht und rufe an Stelle«: Will man aber vom Parlamentarismus überhaupt nicht ablassen, weil die jeweiligen Regierungen die Verantwortung scheuen, so rufe man an Stelle; auf Seite 29, 12. Zeile von unten, statt »Liverno«: Livorno; auf Seite 31, 20. Zeile von unten, statt »gibt's doch nur«: gibt's doch höchstens.

MITTEILUNG DES VERLAGES

Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit Nr. 117 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung ersucht, den der vorliegenden Nummer beigelegten Erlagschein zu benutzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3